

der bevorzugten Mittel unterschieden sei. Wenn sich der Faschismus jedoch nicht auf eine einzige Weltanschauung oder Ideologie festlegen lässt, sondern eher als Weltanschauungsfeld zu bestimmen ist, in dem heterogene und z. T. antagonistische Überzeugungen um die Hegemonie kämpfen, kann man ihn nicht als Weltanschauungspartei deuten und nur auf den Nationalismus beziehen. Gerade wenn man die subjektiven Motivationen, wie *Mann* vorschlägt, ernst nimmt, ist es erforderlich, sich um eine Definition zu bemühen, die ein möglichst großes Maß an Varianz auf dieser Ebene erlaubt; das aber ist wiederum nur möglich, wenn man das begriffliche Minimum von den weltanschaulich-ideologischen Motiven abkoppelt und mehr auf die formal-organisatorischen Aspekte wie das charismatische Führertum und die Vergemeinschaftung über Gewalt verlagert. So anregend Michael *Manns* Buch in vielem ist, so weit es über viele simplifizierende Deutungen hinausragt, in diesem entscheidenden Punkt bleibt es konventionell.

Stefan Breuer

Gerhard Hauck: Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 209 S.

Das „Eigene“ zu erkennen, indem man die Perspektive des „Anderen“ annimmt, gehört in der Soziologie seit George Herbert Mead zum intellektuellen Gemeingut. Doch grau ist alle Theorie, wie der Heidelberger Soziologe Gerhard *Hauck* in seiner provokanten Studie über die „Gesellschaftstheorie und ihr Anderes“ zeigt. Denn in der Praxis kommen die Regionen jenseits der westlichen Welt bestenfalls als Ornament vor. „Man glaubt“, schreibt er, „die Charakteristika der eigenen Gesellschaft erkennen zu können, ohne jemals über deren Tellerrand geschaut zu haben.“ Daraus resultiert, so seine zentrale These, das spiegelbildliche Missverstehen des Eigenen wie des Fremden. Systematisch sucht der Autor den Eurozentrismus in den Sozialwissenschaften zu enttarnen und spannt dabei einen weiten Bogen: Von den Gründungsvätern der Soziologie wie Auguste Comte und Emile Durkheim und rassistische Denkfiguren in der Ethnologie führt ihn sein Weg u. a. über die Modernisierungstheoretiker und die postmoderne Gesellschaftstheorie und endet schließlich bei dem „anti-evolutionistischen Evolutionismus“ von Niklas Luhmann. Streng im Ton, zuwei-

len sarkastisch, leider nicht gerade eingängig geschrieben, bietet diese Tour de Force trotz mancher Hemdsärmeligkeiten und Überzeichnungen viele erhellende Einsichten in die Fallstricke des Eurozentrismus.

Ein politisch-wissenschaftlich kontroverser Begriff wie Eurozentrismus bedarf der sorgfältigen definitorischen Klärung. Einem gängigen Argument zufolge ist die in diesem Begriff zum Ausdruck kommende Einstellung gegenüber dem Fremden ein allgemein menschliches Phänomen. *Hauck* hält dagegen, dass sich der Eurozentrismus von anderen Ethnozentrismen in zwei Punkten unterscheidet. Erstens sehe er die Überlegenheit der eigenen Lebensform in einer instrumentalistisch verstandenen wissenschaftlichen Vernunft begründet. Und zweitens habe er den Willen und die Machtmittel entwickelt, die ganze Welt nicht nur zu unterwerfen, sondern nach seinem Bilde zu formen. Kurzum: Die „wissenschaftlich erkannten“ Gesetzmäßigkeiten des Weltmarktes müssen überall zur Geltung gebracht werden.

Die Ethnologie als „Wissenschaft vom kulturell Fremden“ (Karl-Heinz Kohl) scheint nur auf den ersten Blick am ehesten gegen ethnozentrische Versuchungen gefeit. Dass diese Disziplin seit ihrer Etablierung als universitäre Wissenschaft wiederholt politische Rechtfertigungsfunktionen übernahm, ist schon lange bekannt und mehrfach aufgearbeitet worden.

Der Ethnologe Richard Thurnwald, um nur ein Beispiel zu nennen, lieferte mit seinem Werk wichtige Stichworte für die Rassenpolitik der Nationalsozialisten. *Hauck* will jedoch keinesfalls behaupten, dass alle Ethnologie und alle Ethnologen rassistisch sind. Aber der Rassismus als Extremform des Eurozentrismus hatte, wie er ausführt, auch in diesem Fach „mal bessere, mal schlechtere Konjunktur“. Allzu schematisch erscheint jedoch *Haucks* Fazit, dass die Ethnologen es nur selten schafften, „die ‚Fremden‘ anders zu sehen als so, wie es für die herrschenden Klassen in den Metropolen jeweils am nützlichsten schien.“

Sehr viel differenzierter ist *Haucks* Auseinandersetzung mit Wilhelm Mühlmann (1904–1988), seinem alten Heidelberger Lehrer. Mühlmann, über Jahrzehnte einer der produktivsten deutschsprachigen Sozialwissenschaftler, galt vielen 68ern als „der“ Rassenideologe der Nazis. Dem mag *Hauck* nicht zustimmen, zumal „Rasse“ für Mühlmann im Gegensatz zum damaligen Mainstream keine eindeutig und dauerhaft feststehende biologische Größe darstellte. Deswegen war Mühlmann aber, wie *Hauck* sogleich betont, noch lange kein Anti-Rassist und Demokrat. Denn auf den Rassenbegriff wollte er nicht verzichten. Und in seiner 1936 publizierten „Rassen- und Völkerkunde“ verkündete Mühlmann, es gebe zwar keinen objektiven, wohl aber einen sub-

jektiven Rassenbegriff, dem man fröhen könne, ja müsse. „Wir bestätigen damit“, wird Mühlmann von *Hauck* zitiert, „ein Lebensrecht. Wir dürfen unsere Rasse zuoberst stellen.“ Selbst wenn der manifeste Rassismus in Mühlmanns Schriften nach 1945 verschwand, so blieb das Motiv des Anti-Egalitarismus erhalten.

Durchaus lobende Worte findet *Hauck* hingegen für Mühlmanns Anliegen, den Begriff des „externen Proletariats“ in die soziologische Diskussion einzuführen. Damit habe er bereits Ende der fünfziger Jahre fundierte Kritik an einer Modernisierungstheorie geleistet, bei der nationale wie internationale Interessenkonflikte überhaupt keine Rolle spielten. Der Kritik an den verschiedenen Spielarten der Modernisierungstheorie und ihrem Eurozentrismus widmet *Hauck* gleich zwei Kapitel seines Buches. Diese Ausführungen gipfeln in der Feststellung, dass viele für den Aufstieg des Kapitalismus typische Phänomene – etwa Warenproduktion, Privateigentum und Lohnarbeit, die Trennung von religiöser und politischer Macht sowie die Ausplünderung peripherer Regionen – von den meisten Gesellschaften irgendwann einmal erlebt wurden. Der Sonderfall Europa sei im Grunde nur durch eine spezifische historische Koinzidenz, durch das zufällige Zusammenreffen und Zusammenwirken all dieser Phänomene gekennzeichnet. Bei aller Sympathie für *Haucks*

dezidiert kritische Diskussion modernisierungstheoretischer Ansätze halte ich diese These für problematisch. Der Hinweis, es habe irgendwie überall Spuren des Kapitalismus gegeben, führt letztlich nicht weiter. Und im Falle Afrikas würde ich sogar argumentieren, dass der Kontinent und seine Bewohner einen hohen Preis dafür zahlen müssen, dass sie sich gleichsam erfolgreich gegen die kapitalistische Logik von Ausbeutung und Akkumulation gewehrt haben; den Preis des ökonomischen Niedergangs und der Repräsentation als „ganz anders“ als der Rest der Welt.

Im letzten Kapitel nimmt sich *Hauck* ausführlich Niklas Luhmann vor. Dessen Umwälzung der Evolutionstheorie bezeichnet er als „grandios gescheitert“, weil der Bielefelder Meisterdenker zwei prinzipiell unvereinbare Theorieprogramme zu vereinen gesucht habe: einen evolutionstheoretischen und einen modernisierungstheoretischen Ansatz. Diese Vereinigung des Unvereinbaren gewinne u. a. nur deshalb den Anschein von Plausibilität, weil Luhmann zwar einen welthistorischen Ansatz pflege, sich aber rigoros jede Auseinandersetzung mit der außereuropäischen Geschichte verbiete. *Haucks* auf die Eurozentrismus-Problematik zugespitzte Geschichte der Sozialwissenschaften rüttelt an vielen Selbstverständlichkeiten und verdient eine intensive Debatte.

Andreas Eckert